

\_\_\_\_\_





# Die Brücke

von Curt Kraspien

Sie gingen schweigend nebeneinander her. Ein sanfter Wind strich über ihre Gesichter und zupfte an Riths dunklen Haar. Martin sah sie verschoben von der Seite an. Was so eine Trennung von ein paar Monaten bedeutet, dachte er unbehaglich, ist es möglich, daß man sich so schnell fremd werden kann?

Ob, er war sicher, es lag nicht an ihm! Er war durchaus derselbe geblieben, aber Rith hatte sich selbst verändert. Martin begriff das nicht, und unbestimmte Befürchtungen wuchsen ihm ihm auf. Vielleicht — nein Gott, wenn man solange fort ist — vielleicht war ihr ein anderer Mann begegnet, von dem sie glaubte, daß er besser zu ihr paßte —?

Martin wurde zornig bei diesem Gedanken, aber eine tiefe Trauer griff an sein Herz. Trotzdem sagte er nur: „Die brau du geworden bist.“ — Sie nickte. „Wollen wir zur Waldmühle gehen? Ich bin solange nicht mehr da gewesen.“

Der Weg führte zum Fluß hinab. Sie waren ihm oft gemeinsam gegangen, lachend, Hand in Hand. Jetzt wagten sie es kaum, sich anzusehen, und ihr Gespräch war ein ersticktes Frage- und Antwort-Spiel.

Wahrscheinlich habe ich sie doch verloren, dachte Martin und sah starr gerade aus.

Vor ihnen spannte sich jetzt das eiserne Gitter der Brückenbogen über den Fluß, dessen Wasser lehmig-gelb und aufgeregt vorüberrieselte. Die Strudel an den Pfeilern gurgelten und rauschten. Als Kinder hatten sie sich oft gefürchtet, diese Brücke zu benutzen, weil dicht neben dem schmalen Steg für Fußgänger zwei Schienenstränge der Eisenbahn hinüberführten, freilich getrennt durch ein solides, dichtmaschiges Gittergitter. Aber wenn ein vorüberbrausender Zug mitten auf der Brücke überraschte, der mußte Lärm und Erschütterung wehrlos über sich ergehen lassen. Rith insbesondere war hierdurch stets in Schrecken versetzt worden und hatte selbst in späteren Jahren diese Empfindung nie verloren.

Das vergah Martin, als er auf der Brücke stehen blieb, um nachdenklich in die kurzen, gelben Wellen des Flusses hinabzusehen. Ein leises, fernes Donnern klang auf, das rasch an Stärke zunahm. „Ein Zug!“ rief Rith erschrocken. „Kommt, kommt, daß er uns nicht hier auf der Brücke trifft!“

Es war zu spät. Ein Dröhnen füllte ihre Ohren, die Brücke zitterte unter dem Gewicht von vielen tausend Tonnen, und wie ein Schreckgespenst aus Feuer, Dampf und Eisen polterte der Siderex vorbeizurück.

Das war gänzlich ungefährlich, es konnte nichts passieren, aber Rith unterlag dem alten Nervenkrampf. Sie klammerte sich an Martin, als ob er das einzige sei, worauf man sich in diesem fürchterlichen Augenblick verlassen konnte. Und Martin hielt sie fest. Beglückt verspürte er das Klopfen ihres Herzens, fühlte, wie sie in seinen Armen ruhig wurde, und ließ sie auch nicht los, als der Zug vorüber war. Er beugte sich heran und küßte sie und sah, daß in ihren Augen Tränen der Erleichterung standen. „Du warst so freundlich, Martin! Ich hatte wirklich Angst, du könntest deine Meinung über mich geändert haben.“

Er lächelte sonderbar und schweigend, aber als sie weitergingen, schob er seine Hand unter ihren Arm.

## Sieben Herren in voller Pension

Frau Witwe Hennesshofen hat trotz dem Kriege nicht weniger als sieben Herren in voller Pension. Die sieben Herren hatten sich sieben Zeitungen.

Beim Abendessen liegen die sieben Zeitungen neben den sieben Tellern, und niemand kann sich erinnern, daß jemals auch nur eine Zeitung gelesen hat.

Neulich aber, was geschieht? Neben den Tellern liegt nichts! „Nanu?“ fragen die sieben Herren, „wo sind die Zeitungen?“

„Ich weiß es nicht“, rief Frau Hennesshofen die Hände, „nicht eine einzige ist gekommen! Was mag da nur passiert sein?“ Die Herren wissen auch nicht, was da wohl passiert sein mag. Da sie aber nicht alle das gleiche Blatt hatten, sondern der eine dies, der andere jenes, fangen sie an, haarscharf nachzudenken, und dann kommen sie zu der Ueberzeugung, daß nicht die Zeitungsabnehmer an dem Unglück Schuld sind, sondern womöglich gar ...

Sie stehen vom Tisch auf, gehen durch die Wohnung, spähen hinter den Schränken und in den Abfalleimern, und in der Besenstube — was finden sie? Die Zeitungen!

„Frau Hennesshofen!“ rufen die sieben Herren, „warum haben Sie sie versteckt? Und was sollten wir in der Zeitung nicht lesen?“

Frau Hennesshofen sinkt kreidebleich auf den Küchentisch; dann flüstert sie: „Daß es wieder Bohnentaffee gibt.“

# Ein Leben steht auf dem Spiel

Herrlich steht das Krankenhaus mitten in der Natur. Die Jahreszeiten gehen daran vorbei und jede Jahreszeit schenkt ihre Schönheiten und Reichtümer. ... Frühling, Sommer, Herbst und Winter lassen die Kranken und jetzt im Kriege die Verwundeten nie vergessen, daß das Leben auf sie wartet und sie wieder hereinbringen möchte in den großen Kreislauf des Geschehens, der all unserm Leben Sinn und Inhalt gibt. In diesem Krankenhaus sind viel Räume, in denen, Schicksal geschieht. Hier tun Menschen ihre Pflicht, denen nichts Geringeres anvertraut ist als viele Menschenleben.

In den Operationsräumen geschieht Schicksal, jeden Tag. Mergie sind am Werk, auch die Schwerkranken und Schwerverwundeten dem Leben wiedergebend, und wahrhaft, die ärztliche Kunst und das unermüdete Streben haben schon viele Erfolge gehabt. Was noch im letzten Krieg nicht erreicht werden konnte, ist heute wieder zu heilen, zu retten.

Von allem Leben und Preisen tun hier täglich die Mergie ihre Pflicht. ... und wer von ihnen spricht, darf auch ihre Arbeitskameraden, die Operationschwester mit dem großen roten Kreuz auf der Brust nicht vergessen. Unentbehrbar wären die Mergie ohne ihre Hilfe, ohne ihre sachkundige Verrichtung und ihr ruhiges Zugreifen. ... Die Mergie im Gang der Natur der Jahreszeiten kommen und gehen, so steht die Operationschwester menschenschildernde kommen und gehen.

Heute ist es ein Bandwurm, morgen ein Schädeldruck, dann wieder ein Lungenabszess, und wieder ein andermal geht es um das Augenlicht. Raum einer außer dem Arzt steht täglich dem Schmerz, so naht und bloß vor sich wie die Operationschwester. Sie kennt die verwundbaren Stellen der Menschen, sie weiß und fühlt, wenn es ums Leben geht. Sie sieht beinahe nichts anderes als den Schmerz und die Lebensgefahr. ... Der aber davon betroffen wird, liegt in diesem Augenblick im wohlthuenden künstlichen Schummer der Karofe und spürt, sieht nichts, weiß nichts mehr

## Unbekannter Hebbel

„Der Diamant“ — Aufführung in Berlin

Genau vor hundert Jahren, um die Jahreswende 1841-42, hat Hebbel die Komödie „Der Diamant“, die er soeben hingebungslos vollendet hatte, zur Teilnahme an einem Berliner Preiswettbewerb geschickt — erfolglos. Auch sonst hatte er kein Glück damit. Nun war die Aufführung des Theaters in der Saarlandstraße, hundert Jahre später, die Berliner „Erstaufführung“. Am Anfang dieses Stückes steht die Kunstgeschichte. Das ist ein Vorzeichen. Hebbel wollte den Deutschen damit die zweite wirkliche Komödie schenken. Als die erste sah er den „Zerbrochenen Krug“ an, der ihm bei der Arbeit wohl auch öfter als Muster vorlag.

Verrät Hebbel und Karl Heinz Martin haben eine Bühnenbearbeitung herbeigeführt, für welche sie die bauerlichen Szenen, die am besten gelungen sind, grundförmig herausstellten. Eine härtere Bearbeitung fanden der Prolog, der bei Hebbel ästhetisch-kritisch und wenig theaterwirksam über den Vorrang der Komödie vor dem Lustspiel streitet, und der Schluß, wo die Bearbeiter den Dichter des Prologes als Deus ex machina zur Lösung des Ganzen noch einmal auftreten lassen. Auch ist eine Reihe von Liebern in den Text eingestreut worden. Wesentlich für die Tragbarkeit ist vor allem, daß Zeit und Ort des Geschehens ins Unbestimmte, Märchenhafte verlegt worden sind. Im Mittelpunkt der Handlung, die übrigens

auf Jean Paul zurückgehen soll, steht ein kleiner, biedriger Ghettojude, der einen Edelstein verschluckt, um ihn zu entwenden. Bei seiner Verfolgung ergeben sich derbe Späße, aber auch breit und bauerlich ausgemalte Charaktere, die den Komödienanspruch rechtfertigen. Josef Sieber spielt den Juden grunzend und gurgelnd, schmiegend und wendend, vor allem aber mit der feinen Nase kennzeichnenden unläuternden Schlaubeit, die ihre Strafe erhält. Auch ein Richter (Tiedke), ein Doktor (Kaspi), ein Gerichtsdiener (Kahlmann) und ein Bauer (Wandrew) beteiligen sich mehr oder minder eigenmächtig an der Jagd nach dem Diamanten. Die Aufführung fand freundlichen Beifall und bestätigte die Berechtigung des unternommenen Versuches.

Frank Vogl.

## Goethes „Italienische Reise“

als deutsch-italienische Gemeinschaftsausgabe

Der italienische Unterrichtsminister Bottai hat gemeinsam mit deutschen Stellen angetragen, Goethes „Italienische Reise“ als deutsch-italienische Gemeinschaftsausgabe neu herauszugeben. Die Anregung hat die lebhafteste Zustimmung des Duce gefunden. Die Ausgabe, die besonders reich illustriert sein wird, verfolgt vor allem auch die Absicht, in ihren Abbildungen das Italien zu zeigen, das der Dichter sah.

## Detmolder Richard-Wagner-Schule

im Jahre 1942

Die im Januar 1941 in Detmold von Gansleiter und Reichshausleiter Dr. Alfred Meyer gegründete Richard-Wagner-Schule führt im Jahre 1942 vier Normallehrgänge und vier Sonderlehrgänge durch. Die Normallehrgänge finden im Januar, September, Oktober und November statt. Der erste öffentliche Sonderlehrgang dauerte vom 28. März bis 5. April. Ein Sonderlehrgang vom 20. bis 30. April unter Leitung von Prof. Carl Kitzel, Badreuth, dient dem Vertiefungsstudium (Sprachlich, gesanglich, darstellerisch) für junge Bühnenkünstler. Für Juni bis Juli ist ein Reichslehrgang des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung für die Vorbereitung Reichsstudenten (Musikstudierende der Staatlichen Hochschulen) vorgesehen. Ferner findet auch in diesem Jahre wieder ein Lehrgang der Reichsmusik des NS-Lehrerbundes statt. Die Gesamtleitung des Otto Dabbe, Reichsbundesführer des Badreuth-Bundes und Leiter der Richard-Wagner-Schule.

Professor Dr. Schroeder gestorben. Im Alter von 83 Jahren starb in Göttingen der bekannte Literaturhistoriker Geheimrat Professor Dr. Wilhelm Schroeder. 1889 wurde er Ordinarius in Marburg, 1903 Nachfolger Goethes in Göttingen, wo er bis zu seiner Emeritierung 1936 wirkte.

Zwei Münchner Maler gestorben. In München starben die Maler Otto von Waesjen im Alter von 61 Jahren, Karl O'Vuch von Town im Alter von 73 Jahren. Otto von Waesjen, der in Düsseldorf geboren wurde, studierte in München, war lange in Paris und lebte zuletzt wieder in München. Er war vorwiegend Landschaftler, hatte aber auch eine Reihe sehr feiner Frauenbildnisse geschaffen. Karl O'Vuch von Town, der in Graz geboren wurde, wohin seine Vorfahren um 1700 aus Irland geflohen waren, ist vor allem durch seine Hochgebirgs-Landschaften bekannt geworden.

Mit 86 Jahren noch Chorleiter. In Rom, nach dem Sieg, beging in diesen Tagen der Lehrer i. R. Wilhelm Schmidt seinen 86. Geburtstag. Der rüstige Greis dirigiert auch heute noch einen Männergesangsverein und einen gemischten Chor und versteht auch auf der Organistenbank noch mit voller Hingabe seinen Dienst.



(6. Fortsetzung)

Denn es bestand zwischen dem Lehrling und einigen Arbeitern eine unterirdische Feindschaft aus der Fußballmannschaft her.

Die Kumpellkammer hatte kein richtiges Fenster — nur hoch oben, unerreikbaar für den Jungen, befand sich eine verstaubte Lufe, nach dem Schloßhof hin.

Kein Mensch ging über die Bühne. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ein Leuchter kam, der die Oberlichter ausschalten wollte. Und auch er war schon dabei, den Bühnenraum zu verlassen, als er das schwache Klopfen hörte, das von der zweiten Gallerie des Schloßbodens kam. Ueber-rascht starrte er in die Höhe des Bühnenorchesters.

4. Kapitel

Vor dem Schminnspiegel Erschlers sah Loni und nahm sich zusammen. Auf dem Fensterbrett hockte Peter, der Botaniker, mit unglücklichem Gesicht und sah nach dem Schloß hinüber. Der Affessor stand neben Loni und redete ihr mit kleinen forresten Verneigungen gut zu.

„Das Blöde an der Sache ist“, sagte er etwas bellommen, — daß man ja faktisch nicht weiß, was man tun soll. ... Ihr verehrter Herr Bruder ist ja schließlich kein Ritterfräulein, das sich entführen läßt! — Er hat sich entfernt, weil er es so wollte — und er wird sich wieder einstellen, wenn er es will!“

„Aber könnten Sie denn nicht?“ — „Was denn — mein gnädiges Fräulein? — Meinem Sie wirklich, daß ich einen unserer Beamten hinter ihm herhelfen sollte? ... Wer weiß, was das für Konsequenzen hätte!“

„Nein“, seufzte Peter vom Fenster her. „Wo er recht hat, hat er recht. Wir können im Augenblick nichts machen!“

„Aimie, der Abendregisseur, schob wieder einmal auf seinen wilden Randaugen durchs Theater zur Tür herein und pflanzte sich vor Loni auf.“

„Machen Sie mich nicht verrückt, Mensch!“ sagte sie wütend. „Ich weiß selber nichts!“

„Aimie raufte sich wortlos seine paar Haare und schob wieder hinaus. Im Gang blieb er auf Frogab. „Wo ist der Kammerfänger?“ brüllte er ihn hysterisch an.“

„Keine Ahnung!“ sagte Frogab stumpf. „Wo ist der Antendant?“

„Selbst der Teufel!“ fluchte Aimie. „Ausgerech-

net jetzt läßt sich der Antendant nicht sehen. Die Leute wollen ihr Geld zurück — und wir hatten schon abgerechnet. ... Was soll ich machen?“

Drinnen legte Peter den Finger an die Nase. Das tat er immer, wenn er dozierte. — „Die Tür war von dem Augenblick an, wo der Insizient seine Meldung einreichte und Erschler Frogab rauschichte, verschlossen. Im Gang hielten Frogab, der Garderobier und der Friseurlehrling Wache.“

Die Tür wurde nicht geöffnet, bis Frogab sie sprengte. Es bleibt also nur die Möglichkeit, daß Erschler aus dem Fenster gestiegen ist. — Aber wo ist er hingelaufen? ... Der Hof hat drei Seiten: Theater, Schloß und die recht hohe, mit Scherben bestreute Mauer. Da kann niemand rüber. Er muß also durchs Schloß gegangen sein. Aber ist denn das vorstellbar? — Was ist, Marie?“

Ein hübsches Mädchen mit einem schwarzen Kleid und einer weißen Schürze stand in der Tür. Es war Ursula Jofe. „Gnädiges Fräulein“, sagte sie mit zitternder Stimme.

Loni sah auf. „Ja?“

Die Jofe schlochte. „... Frau Baronin läßt die Herrschaften bitten, zu ihr ins Schloß zu kommen.“

„Hoffentlich sieht mich niemand unterwegs!“ sagte Loni aufstehend. „Ich komme mir weiß Gott vor wie ein Verbrecher! — Aber gehen wir!“ — Sie sah, daß Marie in großer Aufregung war und verweinte Augen hatte. Aber sie wollte nicht fragen. — Als sie im Gang an Frogab vorbeilamen, meldete der:

„Habe telephoniert mit dem Hotel. Niemand weiß was. Der Wagen steht in der Garage.“ — Als der Regisseur Aimie den Abbruch der Vorstellung ankündigen mußte, hatte sich Ursula gleich dem übrigen Publikum erhoben, und nun spielte sich ein kleiner Vorfall ab, der von den meisten Leuten im Parkett unbemerkt blieb.

Ursula ging erregt auf die Logentür zu und drehte, um sie zu öffnen, an dem verriegelten Knopf. Erschrocken spürte sie, daß der Knopf von außen vorgeschoben war. Sie stand einen Augenblick ungewiß — in Schen, Aufsehen zu erregen.

Sie ging zögernd an die Logenbrüstung zurück — aber unter den hinausdrängenden war im Augenblick niemand, den sie hätte bitten können, die Logentür von außen zu öffnen. Sie mußte sich entschließen, zu klopfen.

Fast augenblicklich hörte sie der alte Logen-dienner. Er öffnete bestürzt die Tür: „Entschuldigen Frau Baronin!“ sagte er überwältigt und betrachtete den Knopf. „Ich kann wirklich nichts dafür!“

„Schon gut!“ sagte Ursula und verließ die Loge.

„Der Herr Baron muß rein in Gedanken den Knopf vorgeschoben haben — vorhin!“ sagte er mit seiner piepsigen Stimme. Aber Ursula war

schon an ihm vorbeigerauscht und er kam sogar zu spät, ihr die Tür zum Schloßgang zu öffnen. Ueber den roten Läufer kam jemand Ursula entgegen. Es war die Jofe.

„Was ist?“ fragte Ursula scharf. „Warum heulen Sie?“

Zwanzig Minuten später schickte sie Marie nach Loni aus.

Das junge Mädchen kam mit den Bettlern kling. Sie flog ihrer Freundin um den Hals. „Ursel — ist das nicht eine gräßliche Geschichte? ... Was ist dem Lämmel bloß einfallen? — Er war allerdings die letzten Tage sehr nervös. Aber daß er einen solchen Alabeder-artigen anrichten würde! ... Dein Mann hat sicher eine große Wut auf uns — ich wage nicht, ihm unter die Augen zu kommen.“

Ursula lachte. „Aber du kannst doch nichts dafür!“

„Wenn Sie gestatten, Gnädigste!“ warf der Affessor ein. „Woran merken Sie denn, daß Ihr verehrter Herr Bruder nervös war? — Ni-jhnen irgend was Bestimmtes aufgefallen?“

„Gott — nein ... ja!“ sagte Loni zögernd. „Da war so allerhand ... Ich hatte ja überhaupt die Art, wie er in Berlin lebt. Er hat keine Ahnung von Geld und es geht alles drunter und drüber! — Aber er war noch nie so verrückt wie in den letzten Tagen, seit ...“

„Zeit?“

„Ja — er bekam ein Telegramm aus Hamburg und seitdem war er besonders verstört!“

„Von wem?“

„Keine Ahnung.“

„Ahem!“ sagte der Affessor und starrte auf die Decke.

„Blickst knallte Loni's Hand auf den Tisch: „Und es steht doch ein Frauenzimmer dahinter!“

„Bitte?“ — Die anderen waren zusammenge-gesessen.

„O nichts ...“ Sie sah etwas verlegen drein. „Wir können ja solange rausgehen!“ sagte Peter Kling trocken.

„O nein — Sie können ruhig zuhören. Sie werden es ja nicht weiterzagen. — Wir will nicht aus dem Kopf, was unmittelbar vor unserer Abfahrt aus Berlin passiert ist. Die Koffer waren angepackt, wir saßen im Wagen, alles war fertig und Frogab löste schon die Bremse — als ein Taxi vor uns hielt. Eine junge brünette Dame sah drin. Ich kannte die Person nicht. Als Rudolf sie sah, machte er ein sehr überraschtes Gesicht, sagte zu mir: „Entschuldigen einen Augenblick!“ — und ging zu der Dame im Taxi hin-über.“

„Wie sah denn die Dame aus, Loni?“ fragte Ursula.

„Ach — es war ein ganz hübsches Mädchen, bu — sehr schid, sehr raffig — weißt du!“

„Na — und wie ging die Sache aus?“ fragte Peter vorsichtig.

„Ja — weiter geschah nichts Besonderes. Rudolf kam nach ein paar Minuten zurück. Wir warteten, und als wir an dem Taxi vorbeilamen, machte Rudolf ein bellmühtes Gesicht und zog seinen Hut. Und das Mädchen wandte den Kopf ab. Aber ich sah doch, daß sie heulte. Und wie ich fragte, wer das wäre — sagte Rudolf bloß: „Eine Bekannte aus Amerika!“ — und ich fragte nicht weiter.“

Sie schwiegen eine Weile. Von der Rathaus-uhren her schlug es zweimal. Das war halb zehn. „Du — wo steht eigentlich dein Mann?“ fragte Loni plötzlich. „Drüben im Theater suchen sie ihn wie eine Stednabel!“

„Reizner?“ Ursula lachte. „Wahrscheinlich werdet ihr es romantisch finden — aber ich muß euch doch mitteilen, daß ich Hugo nicht mehr gesehen habe, seitdem er mitten im ersten Akt die Loge verließ!“

Alle blieben einen Augenblick stumm vor Er-staunen.

Und der forrestie Affessor dachte: „Warum hat sie denn das nicht gleich gesagt?“ —

5. Kapitel

„Das ist nicht schlecht!“ sagte Peter, sein Bettler, verdutzt. Er sah von einem zum andern.

„Nun haben wir schon zwei!“

„Ach, du lieber Gott!“ sagte Loni, und der Affessor fiel rasch ein: „Baronin — wer hat ihn denn zuletzt gesehen?“

„Ja — machte Ursula zögernd. „Wahrscheinlich der Logenbdiener, der ihm im ersten Akt den Schloßgang aufmachte.“

Sie schwiegen wieder. Schließlich erhob sich der Affessor. „Wenn Sie erlauben, Baronin — so machen wir einen kleinen Rundgang durchs Schloß, Peter und ich. Vielleicht sitzen wir doch auf eine Spur!“

„In Gottes Namen!“ — sagte Ursula seufzend. „Wenn ich bloß nicht mitzukommen brauche. Ich bin viel zerschlagen. Was, Loni — wir nehmen erst mal Tee, um uns zu sammeln!“

Loni war einverstanden und blieb bei ihr. Ursula rief Marie herein: „Du wirst die Herren durch das Haus führen!“ befahl sie.

Die Jofe nickte und trat zurück.

Draußen im Gang fuhr der Affessor sie an: „Was haben Sie denn?“

„Nichts!“ erwiderte sie. „Nix die geschwollenen Augenlider auf und versuchte zu lächeln.“

„Cyberisch!“ — brummte der Affessor. Im Vestibül stand Frogab.

„Was Neues?“ fragte der Affessor. Frogab schüttelte den biden Kopf und sah Peter bittend an.

„Nehmen Sie ihn mit!“ rief Loni durch die offene Tür. „Er ist ganz zuverlässig!“ (Fortsetzung folgt)

# Die

Nach ist die Durchbruch des Kanal und England und Neuerungen mando der W. n-Boote in d. schließt sich an den Golf v. schließende Var. Suba, Jaimile, nen Antillen i. Süden von i. tischen Küsten C. und Venezuela. Ein die Karte zeigt. Arabische We. zu ein ame. B innen me.

Es ist klar, erfolgreiche deutscher U-Bo. die östlich des Inselketten de. jenen Meeres die gleiche hat, wie das C. deutscher U-Bo. englischen Ge. Beginn des Penn das Karli. liegt sozusagen handlir der wird von der jenen Flotte als Nachbereich a. sich noch verfu. und Lust für. Inseln nach i. gerichtet hatten. dabei den schigen, und. Araba und C. nezuola) die Kaffinerie müssen die Mittelbar nach.

# Die

BS. Stodh. Diejenigen in Sorge über die von Singapur rine reise. jezt von dieser über das abgea. erwarten habe. wahrheitsnahe. mit einer 3. an s rechnen. durch den M. Jean, der b. Empire darstell. Flotte keine sei nun zur um. Nach diesen K. tagsten Verbind. Neuten seien n. det, und die denn je Verfür. Gleichzeitg. querung deutsc. als äußert na. denn es sei nu. mehr denn je i. den heimli. hatte. Reberm. daß es für die rig sei, genüge. obenreins noch werden sollter. aelt könne jezt. aus dem Alkal. fuhri worden i. und leichten R. würden nun z. werden zur S. lebenswichtigen. mitalität müß. eine aroße Flot. in Anbetracht d. treibung festne. britische Admi. gewesen sei.

## Mangel

Berlin, 17. Hung der br.

600

BS. Tollo. Bid, das Zing nach dem Zing nicht zuletzt du. charakterisiert, den. Jwar hat. inwischen sch. rund 15 000. und 32 000. der Kapitulation worden sind. W. Kriegesgefangen. kommen finden. nicht soweit. Kriegesgefangen. Offiziere aus. in dem frühere. untergebracht. ten. Wie der. verschmusten i. den Stoppelbä. zuges auf Mal. dem schmuden. von teilweise. hat ab, aber. japanischen M. genen Sieg au.

# U-Boote im amerikanischen Binnenmeer

Von unserer Berliner Schriftleitung

Noch ist die Welt voll von dem erfolgreichen Durchbruch des deutschen Verbandes durch den Kanal und noch überlärmt sich besonders in England und Amerika die erregten und kritischen Meinungen dazu, da meldet das Oberkommando der Wehrmacht das Eindringen deutscher U-Boote in das karibische Meer. Dieses geschieht sich von der mittelamerikanischen Küste an den Golf von Mexiko südlich an. Wie eine schützende Barriere legen sich die Bahama-Inseln, Kuba, Jamaika, Haiti, Puerto Rico und die kleinen Antillen vor das karibische Meer, das im Süden von den nördlichen Küsten Columbiens und Venezuelas begrenzt wird. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß das karibische Meer geradezu ein amerikanisches Binnenmeer ist.

Es ist klar, daß der erfolgreiche Durchbruch deutscher U-Boote durch die östlich begrenzenden Inselketten des karibischen Meeres mindestens die gleiche Bedeutung hat, wie das Eindringen deutscher U-Boote in die englischen Gewässer zu Beginn des Krieges. Denn das karibische Meer liegt sozusagen vor der Haustür der USA und wird von der amerikanischen Flotte als ureigener Machtbereich angesehen. Diese Ueberzeugung hat sich noch verstärkt, seitdem die USA Marine- und Luftstützpunkte auf den westindischen Inseln nach ihrer Uebernahme von England eingerichtet hatten. Diese Stützpunkte hatten ja geradezu den Zweck, das karibische Meer zu sichern, und zwar deshalb, weil auf den Inseln Kuba und Curacao (an der Nordküste von Venezuela) die größten und modernsten Ölfeld-Raffinerien der ganzen Erde arbeiten. Nun müssen die Amerikaner feststellen, daß sie unmittelbar nach der britischen Blamage im Kanal

ihre eigene ebenso peinliche Ueberraschung in ihren eigenen Gewässern hinnehmen müssen, die die bisherigen U-Boot-Erfolge noch erheblich erweitert und zudem einen Anmarsch von über 4000 Seemeilen (rund 7500 Kilometer) für die deutschen U-Boote erforderlich machte.

Außer der Versenkung von drei Tankern, die ja unter den heutigen Umständen eine besonders kostbare Frucht für die feindliche Schifffahrt darstellen, meldet der Wehrmachtbericht auch die Beschädigung der Ölfeld-Raffinerien und Hafen-Anlagen



auf den beiden genannten Inseln durch die deutschen U-Boote. Die dortigen Raffinerien erhalten die Ölschmelze durch Spezialtanks aus Venezuela. Die Raffinerien selbst sind Eigentum der amerikanischen bzw. englischen großen Ölschmelz-Gesellschaften. In den Anlagen der beiden Gesellschaften werden täglich über 60 000 Tonnen Rohöl verarbeitet. Curacao ist eigentlich niederländischer Kolonialbesitz, wurde jedoch im Frühjahr 1940 von den Engländern besetzt, während auf Kuba französische Marinesoldaten sitzen.

## „Die Lage zur See noch nie so schwierig“

Zu wenig Schiffe, um alle Verbindungswege zu sichern

St. Stockholm, 17. Februar. (Eig. Bericht.) Diejenigen in London, die sich wohl am meisten Sorgen über die furchtbaren Folgen des Verlustes von Singapur machen, sind die britischen War-Kreise. Einem schwedischen Vertreter ist jetzt von dieser Seite in London eine Schilderung über das abgegebene worden, was England nun zu erwarten habe, und diese Schilderung wirkt sehr wahrheitsnah. Man müsse jetzt, so heißt es darin, mit einer Invasion des Indischen Ozeans rechnen, nachdem die frühere Singapur-Lücke durch den Malakka-Sund gesprengt sei. Jener Ozean, der bisher das Rückgrat des britischen Empire darstellte und in dem bislang die britische Flotte seine Geschützposten zu leisten brauchte, sei nun zur unmittelbaren Gefahrenzone geworden. Durch diesen Indischen Ozean fließen fünf der wichtigsten Verbindungswege der Alliierten. Alle diese Routen seien nun auf das schwerste gefährdet, und die englische Flotte brauche jetzt mehr denn je Verstärkungen für den Indischen Ozean.

Gleichzeitig aber habe sich die erfolgreiche Durchquerung deutscher Seeschiffe durch den Kanal als außerst nachteilig für England herausgestellt, denn es sei nun absolut notwendig, daß England mehr denn je überlegene Streikkräfte in den heimischen Gewässern stationiert halte. Jedermann würde jedoch zugeben müssen, daß es für die britische Admiralität außerst schwierig sei, genügend Kriegsschiffe zu finden, die nun obenbrein noch in den Indischen Ozean entsandt werden sollten. Die Eiseneroute nach Archangelsk könne jetzt, nachdem die deutschen Kriegsschiffe aus dem Atlantik wieder in die Nordsee übergeführt worden seien, nicht mehr einfach mit Jägern und leichten Kreuzern gesichert werden. Auch hier würden nun zusätzliche schwere Einheiten benötigt werden zur Sicherung dieser für die Sowjets so lebenswichtigen Zufahrtsstraße. Die britische Admiralität müsse im übrigen im Mittelmeer eine große Flotte unterhalten, und es könne daher in Anbetracht der Gesamtlage zur See ohne Ueberbretung festgelegt werden, daß die Lage für die britische Admiralität noch nie so schwierig gewesen sei.

### Mangel an Seeleuten in England

Berlin, 17. Februar. Die fortschreitende Schwächung der britischen Handelschifffahrt durch die

Waffenwirkung der Achsenmächte, die nicht nur in einem immer größeren Tonnagemangel, sondern auch bereits in einem Mangel an Seeleuten zum Ausdruck kommt, wurde kürzlich auch durch einen Artikel in der englischen Zeitung „Buenos Aires Herald“ klar bewiesen. Das Blatt berichtete nämlich freimütig von einer Knappheit an geeigneten Seeleuten für englische Handelschiffe und behauptet, daß diese für die Kriegsdauer teilweise bereits durch Leute aus anderen Berufen ersetzt werden müßten. Es erörtert eingehend die Möglichkeit einer Verwendung von Frauen an Bord und sieht die Möglichkeit mindestens für die Aufgaben der Küche, Kutter, Elektrotechniker und dergleichen als durchaus gegeben.

### Noch ein 6000-BRT-Handelschiff auf der Seebe von Tobruk vernichtet

Berlin, 17. Februar. Wie jetzt noch bekannt wird, sind bei dem Angriff deutscher Sturzkampfflugzeuge vom Typ „Ju 88“ auf einen britischen Geleitzug auf der Seebe von Tobruk am 13. Februar noch drei Volltreffer auf ein Handelschiff von 6000 BRT. erzielt worden. Nach Trefferliste und beobachteter Wirkung ist mit der Vernichtung des Frachters zu rechnen, so daß bei diesem Angriff also insgesamt fünf Handelschiffe und ein britischer Zerstörer vernichtet oder schwer beschädigt wurden.

### „Mit schönen Worten gewinnt man keine Schlachten“

Stockholm, 17. Februar. Die lange Kette von Niederlagen und Misserfolgen, die Churchill mit seiner Katastrophentheorie verursacht hat, lassen allmählich in England die Stimmung für Churchill immer tiefer sinken. Ein englischer Redner charakterisierte diese Stimmung einer schwedischen Zeitung zufolge auf einer Versammlung des Zentralrates der Londoner Gewerkschaften, indem er sagte: „Mit schönen Worten gewinnt man keine Schlachten. Immer wenn wir eine Niederlage erleiden, werden uns altsängende Beispiele englischer Redefertigkeit geboten. Alle diese herrlichen Phrasen schlafen die Nation ein. Wir müssen uns aus der betäubenden Raubkraft der Churchill'schen Redefertigkeit herausreißen.“

## 60 000 Gefangene sind unterzubringen

„Verschmutzte“ Japaner und „schmutze“ Engländer

St. Tokio, 17. Februar. (Eig. Bericht.) Das Bild, das Singapur in diesen Tagen bietet, wird nach dem Bericht eines Domei-Korrespondenten nicht zuletzt durch die große Zahl von Gefangenen charakterisiert, die durch die Straßen der Stadt ziehen. Zwar haben die japanischen Militärbehörden inzwischen schon Vorfälle getroffen, daß für die rund 15 000 Briten, 13 000 Australier und 32 000 Indier, die von den Japanern bei der Kapitulation Singapurs gefangen genommen worden sind, Baracken gebaut werden, in denen die Kriegsgefangenen wenigstens vorläufig ein Unterkommen finden sollen, aber noch sind die Lager nicht soweit fertiggestellt, daß diese Armee von Kriegsgefangenen unsichtbar wäre. Die höheren Offiziere aus dem Stabe Percivals sind übrigens in dem früheren Amtssitz des Generalgouverneurs untergebracht, vor dem britische Posten Wache halten. Wie der Domei-Berichtsfahrer ausdrücklich feststellt, stehen die japanischen Soldaten mit ihren verschmutzten und verschlammten Uniformen und dem Stoppelschnitt, die ihnen während des Feldzuges auf Malakka gewachsen sind, im Vergleich zu dem schmutzen Aussehen, das die britischen Truppen teilweise noch bieten, nicht unbedingt vorzuziehen, aber dafür leuchtet selbst dem einfachen japanischen Musketier die Freude über den errungenen Sieg aus den Augen.

St. Tokio, 17. Februar. (Eig. Bericht.) Singapur, das bis zum Sonntag einem Herzensfessel gleich, ist nach dem Einmarsch der japanischen Truppen im Begriff, sich wieder zu sammeln, die Kriegsschäden zu beseitigen und langsam wieder ein normales Leben zu führen, so beginnt der erste Stimmungsbildbericht aus dieser Stadt. Nach der furchtbaren Panik besonders der letzten Tage, so heißt es weiter, fluten Tausende und aber Tausende von Flüchtlingen, größtenteils Chinesen, wieder nach Singapur zurück. Die durch die Waffenruhe herbeigeführte plötzliche Stille erscheint den britischen und indischen Soldaten kaum begreiflich. Nach Aussagen englischer Infanteristen war die Wirkung des japanischen Artilleriefeuers geradezu unbeschreiblich. Tagelange wurde die Stadt in ihren Grundfesten erschüttert. Es war eine Hölle von tropischer Hitze und fortwährenden Explosionen. Jeder sprach nur noch vom Frieden und niemand wollte mehr etwas von einer Fortsetzung des Widerstandes wissen.

Der Militärkorrespondent der „Times“ führt aus, daß nur einige Anzeichen der britischen Luftwaffe aus Singapur als gerettet betrachtet werden könnten. Da ungefähr 60 000 Mann in Singapur gefangen genommen worden seien, dürfte auch der Verlust an Kriegsmaterial nicht unerheblich sein.

Dieser Zentralrat nahm eine Entschliessung an, in der u. a. darauf hingewiesen wurde, daß das niedrige Produktionsniveau der englischen Rüstungsindustrie nicht auf die Arbeiter zurückzuführen sei, sondern auf die Interessenpolitik der Kapitalgeber, die nicht die Interessen des Kriegseinsatzes berücksichtigen.

### Das Eichenlaub mit Schwertern für Hauptmann Bär

Zum 90. Geburtstag des Stabskapitän W. B. Berlin, 17. Februar. Der Führer hat Hauptmann Bär, Stabskapitän im „Jagdgeschwader Mölders“, das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen und ihm folgendes Schreiben übermittelt: „Im Ansehen Ihres immer bewährten Heldentums verleihe ich Ihnen anlässlich Ihres neunzigsten Geburtstages als siebentem Offizier der deutschen Wehrmacht das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes.“

### Ritterkreuzträger Major Mede gefallen

Berlin, 17. Februar. In den harten Winterkämpfen an der Ostfront fiel bei einem schneidig

durchgeführten Angriff der Ritterkreuzträger Major Walter Mede, Abteilungscommandeur in einem Panzerregiment.

Schon im ersten Weltkrieg wurde Major Mede dreimal verwundet und war mit dem EK II und I ausgezeichnet worden. Im Polenfeldzug führte er eine Panzerkompanie und erhielt die Spangen zu den Eisernen Kreuzen. Als Kommandeur einer Panzerabteilung zog er in den Kampf gegen den Bolschewismus. Obwohl er in den ersten Tagen des Ostfeldzuges verwundet wurde, verblieb er bei seinen Panzersoldaten. Als der Regimentskommandeur durch schwere Verwundung ausgefallen war, stand Major Mede an der Spitze des Panzerregiments und durchbrach mit ihm in tiefen Angriffen starke feindliche Verteidigungsstellungen. Hervorragend war sein Einsatz beim Einbruch in die starken und zahlreich verteidigten Schützstellungen vor Moskau.

Auch jetzt wieder rückten die Panzer des Majors Mede bei grimmiger Kälte zum Angriff. Es gelang, eine wichtige Brücke unversehrt in Besitz zu nehmen, als plötzlich sein Kampfpanzer eine unterminierte Stelle passierte, die der Feind zur Explosion brachte. Fast zur selben Zeit, da die gesamte Befehlskette des Feldmarschalls, kam ein Funkpruch an den Befehlspanzer des Majors Mede. Er ging ins Leere, das Funkgerät war zerstört.

## Deutsche Soldaten in der Polarnacht

Von unserer Berliner Schriftleitung

Der Zufall wollte es, daß in kurzen Abständen vor Berliner Pressevertretern Offiziere von den beiden entgegengesetzten Fronten der deutschen Wehrmacht Bericht erstatteten. Wir veröffentlichten vor einigen Tagen einen Bericht über den Wüstenkrieg. Heute liegt uns ein nicht weniger anschaulicher Erlebnisbericht von Oberstleutnant Herrmann über den nördlichsten Teil der Ostfront vor. In diesem entlegenen Winkel Europas kämpfen deutsche Soldaten einen heroischen Kampf, von dem in der Öffentlichkeit wenig bekannt wird, weil die geographischen und klimatischen Voraussetzungen eine Kriegsführung in größerem Umfang und damit auch größere Erfolgsmeldungen unmöglich machen. Auch stehen dort oben ja zahlenmäßig relativ kleine Teile der Wehrmacht.

Oberstleutnant Herrmann berichtete in schlichter Weise über das unbeschreibliche Heldentum unserer Gebirgsjäger, größtenteils Troler und Salzburger, da oben in der Arktis, wo die Truppen nun seit fast 22 Monaten, seit dem Beginn des Norwegen-Feldzuges, kämpfen. Von gebauten Unterkünften kann kaum die Rede sein. Bestenfalls, das übrigens keine Stadt, sondern ein Land ist, besaß nur drei kleine Siedlungen, die aber inzwischen alle zerstört sind. Von Norwik nach Kirkenes sind über tausend Kilometer, und die Straße, die dorthin führt, ist sehr schmal und nur begrenzt begehbar. Damit ist auch der Nachschub erschwert. Für den einfachen Soldaten ist es zuweilen schwer einzusehen gewesen, warum er nicht einmal abgelöst wird. Sogar Verwundungen geben im allgemeinen nicht die Möglichkeit zu einem Heimtransport. Für die Verpflegung ist jedoch vorüberhand gesorgt.

Besonders strapaziert sind für unsere Truppen hier, wie ähnlich in der Wüste, die klimatischen Verhältnisse. Die Polarnacht bringt zur Zeit nur mittags von 12 bis 1 Uhr eine matte Dämmerung. Am übrigen spielt sich der Kleinkrieg da oben also in ständiger Nacht ab. Dabei muß um jedes Meter Boden gekämpft werden, und ein Bormarsch von zwei bis drei Kilometern je Tag ist eine ungeheure Leistung. Auch die Temperaturunterschiede sind für unsere Soldaten, sogar für die weiterentwickelten Dönnmäler, außerst groß. Im Juli erlebten die Truppen 40 Grad Wärme, im Oktober sank die Temperatur bereits auf 40 Grad Kälte. Auch die strategischen Verhältnisse sind für uns schwieriger als für den Feind. Auf bolschewistischer Seite gibt es moderne Bunker, und auch die Fußläufe begünstigen die Verteidigung des Gegners.

General Dietl genießt bei den Truppen größte Popularität, weil ihm daran liegt, ständig in Kontakt mit seinen Leuten zu bleiben. Ein Fußmarsch von acht Stunden hin und acht Stunden zurück mit Rucksack und Stiefeln ist für Dietl etwas Alltägliches, damit er die Verbindung mit den vordersten Posten aufrechterhalten kann. Hierbei ist er in der Regel nur von einem Ordnungsoffizier begleitet. Daß auch die schwierigen Naturverhältnisse in der Arktis unsere Soldaten nicht unterkriegen vermögen, beweisen einige Anekdoten, die Oberstleutnant Herrmann von Dietl und seinen Leuten erzählte. Auf einem seiner Wege traf Dietl einen Soldaten, der sich die Zeit mit Fischen vertrieb. Als er ihn fragte, was für einen Köder er denn benutze, antwortete der Soldat, ohne sich umzusehen und zu erkennen, wer ihn angesprochen hatte: „Eine Käs-Rinde“. Als Dietl dann fragte, ob die Fische denn daran anbeissen, antwortete der wackere Landler salomonisch: „Nein“. „Warum fischen Sie denn dann?“ Antwort: „Jemandem Gaudi muß man doch haben.“ Ein andermal war Dietl seinem Begleiter brangeekelt. Auf den Anruf eines Postens befragte er sich im Augenblick nicht auf das Kennwort (früher sagte man Parole) des Tages. Als er dann im Dunkeln das Gewehrlosch des Postens verheißungsvoll machen hörte, schrie er ihn erbot mit dem bekannten Zitat aus dem „Götter von Verdingungen“ an. Darauf antwortete der pflichttreue Posten: „Ja, jetzt erkenne ich Sie, Herr General! Hattens doch gleich g'iaht!“

### Der „gute Planet“ der Schleichhändlerin

Das Sondergericht in Salzburg hatte sich mit der Bäuerin Karoline A. aus Roding zu beschäftigen, die seit Kriegsausbruch in großem Stil Schleichhandel betrieben hat. Sie hatte in Salzburg und Oberdonau 8000 Eier, 350 Kilo Butter, 50 Kilo Wurstschmalz und zwei Schweine gebastert und zu höheren Preisen weiterverkauft. Ferner hatte sie mindestens 4000 Liter Vollmilch ohne Marken verkauft und für 600 Kilo Honig Ueberpreise verlangt. Die Frau trieb auch einen schwindehaften Handel mit Lebensmittel. Um ihre Landwirtschaft kümmerte sie sich immer weniger, so daß die Wirtschaft verfiel. Sie räumte sich fests, daß sie schon während des Weltkrieges 1914/18 sich in großem Ausmaß als Schleichhändlerin betätigt habe, und daß ihr nichts passiere, da sie unter einem guten Planeten geboren worden sei. Dieser „gute Planet“ hat sie nun jedoch gründlich im Stich gelassen. Das Sondergericht verurteilte sie zu fünf Jahren Zuchthaus.

## GA-SCHACH

Dreimal Wien!

In Wien ist zur Zeit der Kampf um die Stadtmehrfachheit im Gange — und in einer Stadt, die von jeder Seite her im Schach war, kommt natürlich einer solchen Veranstaltung eine ganz andere Bedeutung zu als in der Regel. In der Wuppertal-Zeit haben wir schon berichtet, daß die Wiener die den Weibern an Spielertum können durchaus nicht nachsehen.

Aus den ersten Anzeichen nachstehend drei Partien — die erste war eine kleine Sensation, denn der Meister und Titelverteidiger Müller wurde geschlagen. Die übrigen Partien sind sehr lehrreich. Die Anmerkungen sind von Meister Müller im „Wiener Tagblatt“.

Beiträger Leichtsinn  
Weiß: Dorn. Schwarz: S. Müller.  
1. e4, e5; 2. Sf3, Sc6; 3. Lb5, Lc5; 4. c3, Df6; 5. d4, exd4; 6. 0-0, Sg7; 7. Lg5, Dg8; 8. Lxg7, Sxg7; 9. cxd4, Lb6; 10. Sc3, 0-0; 11. Sc5, Dd6; 12. Sc2, Sc6; 13. Lxg6, bxc6 (Einleider dxc6 mit Druß gegen d5); Schwarz sucht aber Verwirrung); 14. Sc4, Dd4; 15. Te1, Ld6; 16. a3, Dc7; 17. Sc3, Lxg4 (durchaus angebracht, da in Stellungslinien dieser Art die Springer beider vertrieben sind); 18. Te4, Td8; 19. Te3, g6; 20. Kh1, Kh8; 21. Td3, Dc6; 22. f3, f5; 23. g4, g5; 24. Sc2, Dc6; 25. Sc2, Td5; 26. Tf5, Td8; 27. Tf5, Dd5; 28. Sf3, c5; 29. dxc5, Dxc5; 30. Sc5, Tg8; 31. b4, Dc6; 32. Te3, Dd5; 33. Tcd3, Tg7; 34. Td5, Dc4; 35. e6, d6; 36. Tf3, Kc7; 37. Te5, Ld4; 38. Te2, Lf6; 39. Td3, Dxc4; 40. Sg7, Kf8; 41. Sd8, Lc5; 42. g3, Dc4; 43. Te2, Dd4 (Dd5 gewonnen! Nun gerät Schwarz in die Verlegenheit); 44. Dxc4, Lxg4; 45. Te1, Lc5; 46. h5, Kc8; 47. Sc6, Txc6; 48. a4, Kc7; 49. a5, f4 (Selbstmord! Nicht! War! Tc8); 50. exf4, Lxc4; 51. Sb8, Kc8; 52. Txc6, Kxc8; 53. Tc8, Kc7; 54. Te6, a5; 55. Txa6, Ld2; 56. Tc8 aufgegeben.

Sieg im Mattangriff  
Weiß: Matschelt. Schwarz: S. Müller.  
1. Sf3, Sc6; 2. b3, g5; 3. Lb2, Lg7; 4. c4, 0-0; 5. c3, d6; 6. Le2, e5; 7. d3, Dc8; 8. 0-0, c6; 9. Sbd2, Sbd7; 10. Te1, Dc7; 11. Dc2, Sg8; 12. Sc5, Sc6; 13. Sxc6, Lxc6; 14. d4... (Ein Versuch, die Stellung des Lb2 zu erörtern; nachfolgender Wb aber f4); 15. Dc2, e4; 16. Sxc6, Sxc6 (Nun erlangt Schwarz, da der beste Endspiel, es droht aber d5); 17. Df3, Lxg2; 18. Dxc2, d5; 19. Dd3, Te6; 20. Te2, Ta8; 21. b4, Dd4; 22. a4, Lf8; 23. La3, a6; 24. Tbl, b5 (Nicht! b4 wird verdrängt! Plannmähle der errungenen Stellungsvorteile); 25. a5, f5; 26. Le1, f4 (Stufstuf zum Königsangriff!); 27. Dc2, Lf8; 28. Td3, Td6; 29. Dd1, f3; 30. gxf3, Dd3; 31. Td3, Txf3; 32. Txc6 (Nun nach Df1, Df5, nicht Te4 würde Schwarz gewinnen); 33. Te2, Df1; 34. Kh1, Tg4; 44. Te8, Lf8; 35. Txf8, Kxf8; 36. Te8, Kc7; aufgegeben.

Katastrophe im Zentrum  
Weiß: S. Müller. Schwarz: Penner.  
1. d4, Sf6; 2. e4, e5; 3. Sc3, Lb4; 4. Dc2, b5 (abstumpft das Zentrum preis! Notwendig war d5 oder c3); 5. e4, Lxg7; 6. bxc6, d5; 7. f4, Sc6 (e5!); 8. Lh3, Lf7 (jetzt wäre es wegen der Antwort d5 unglücklich); 9. e5! (Beginn der Abzinsung); 10. Sf4; 11. 0-0, Sd7; 12. f5! (dieses Warnopfer ermöglicht das entscheidende En-

greifen des Le1); 12. dxc6, gxf5; 13. Lg5, Dc8; 14. Tacl, Tg8; 15. b4, dxc5; 16. Lxf5!... (Der Gnadenstoß!); 16... Sxc6 (als Feherschritt verurteilt der Nachziehende noch schnell ein Bauernopfer!); 17. Lxc6!... Schwarz gibt auf, da sein entsehrter König dem Verderben nicht mehr entkommen kann.

Am schwarzen Brett  
Die letztveröffentlichte Serie von Aufgaben hat wieder auf einschlägigen. Es sind unter den Einführungen allerdings auch wieder einige Fehlschlüsse, die nur darauf hindeuten, daß der Autor mit der „Staatsanwalt“ als Weiß sprechen, aber die richtigen Einwendungen des Verteidigers unberücksichtigt läßt. Das geht natürlich nicht. A. Z., P. B. und H. W. werden also hiermit gebeten, die Aufgaben nochmals zu überprüfen.

Bearbeitet von Friedrich Deussen

## Tagesspiegel der Wirtschaft

Actien-Brauerer Ohlms. Die Gesellschaft weist für 1940-41 (31. Okt.) Erträge von insgesamt 1.23 (1.19) Mill. RM. aus. Nach Verrechnung der Unkosten sowie nach 67 735 (73 335) RM. Abschreibungen verbleibt einschl. 14 071 (8018) RM. Vortrag ein Gewinn von 63 987 (73 191) RM., woraus nach dem Beschluß der HV wieder 4 Prozent Dividende auf 1.48 Mill. RM. dividendenberechtigten Stammaktien verteilt werden. Nach dem Bericht kann im Berichtsjahr die bis dahin fortlaufende Steigerung des Bierabsatzes und der Umsatznahme der Mälzerei zum Stehen, infolge der Zunahme der flüssigen Mittel konnte erneut von der Möglichkeit einer erhöhten Auslösung der Obligationsanleihe Gebrauch gemacht werden. Aus der Bilanz (in Mill. RM.): Anlagen 1.31 (1.37), Umlaufvermögen 1.35 (1.41), darunter Vorräte 0.11 (0.25), Wertpapiere 0.19 (0.14), gegebene Hypotheken und Darlehen 0.60 (0.67), Warenforderungen 0.22 (0.16) und schnellflüssige Mittel 0.90 (0.15), andererseits bei 1.5 AK. und unv. 0.16 Rücklage Verbindlichkeiten 0.84 (0.97), darunter Obligationsanleihe 0.65 (0.73).

Die Steuererklärung im Kriege. Die Erklärungen zur Einkommensteuer, Körperschaftsteuer, Gewerbesteuer und Umsatzsteuer sind bekanntlich bis zum 28. Februar bzw. 31. März abzugeben. Zahlreiche neue Verordnungen und Erlasse des Reichsministers der Finanzen sowie eine umfangreiche Rechtsprechung sind dabei zu beachten. Eine von der Dresdner Bank herausgegebene Broschüre „Die Einkommensteuer im Kriege“ nebst Körperschaftsteuer und Gewerbesteuer, bearbeitet von Steuerberater Martin Venzmer (Valter Titz-Verlag, Berlin-Friedrichshagen) gibt in allgemein verständlicher Form einen auf die Bedürfnisse der Praxis zugeschnittenen Gesamtüberblick über das vielgestaltige Stoffgebiet. Die Schrift behandelt ferner wichtige kriegsbedingte Einzelfragen.

Berliner Börse. Am Mittwoch war die Haltung der Aktienmärkte bei der Eröffnung überwiegend fest. Wie bereits am Vorgabe, standen Elektro- und Montanaktien, außerdem wurden aber auch Montanaktien und chemische Papiere stärker beachtet. Rückgänge von Belang waren nur vereinzelt zu verzeichnen. Das Geschäft war teilweise lebhafter, auch ist die Zahl der Strichnotierungen nicht unerheblich zurückgegangen. Am Montanmarkt lagen nur Vereinigte Stahlwerke um 0.25 v. H. niedriger. Ausserdem gewannen Buderus, Klockner und Mannesmann je 0.5, Hoersch 0.75 und Rhein Stahl 1.25 v. H.





941 folgenden 22